

FOTO: PICTURE ALLIANCE / DPA



Tastsinn: Mit den Händen spürt der Osteopath Blockaden und Funktionsstörungen auf und löst sie. Eine Sitzung dauert etwa 45 Minuten und kann bis zu drei Monate lang nachwirken

Die Wissenschaft der Berührung

Von Sabrina Bauer

Es sind sanfte Berührungen, die den Körper wieder ins Gleichgewicht bringen sollen. Heilung durch Selbstheilung lautet der Leitgedanke. Auch Schriftsteller Mark Twain soll schon ein Fan der speziellen Behandlungsmethode gewesen sein: der Osteopathie. Entwickelt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem amerikanischen Arzt Andrew Taylor Still, setzt die Behandlungsform vor allem auf sanfte Griffen, um Funktionsstörungen im Körper zu ertasten, zu lösen und die körpereigenen Heilungskräfte anzuregen. Der Patient wird dabei als Einheit aus Körper, Geist und Seele betrachtet. 1874 präsentierte Still seine neue Therapieform der Öffentlichkeit, die er als „Osteopathie“ (nach griechisch *ostéon* für „Knochen“ und *páthos* für „Leiden“) bezeichnete. 18 Jahre später gründete er in Kirksville im US-Staat Missouri die American School of Osteopathy – die bis heute als Kirksville College of Osteopathic Medicine fortbesteht und Osteopathen ausbildet. Sein Schüler, der Schotte Dr. John Martin Littlejohn, verbreitete die Behandlungsform schließlich weiter nach Europa.

Heute praktizieren nach Angaben des Verbands der Osteopathen Deutschland (VOD) weltweit rund 90 000 osteopathische Ärzte und etwa 43 000 Osteopathen. Der überwiegende Teil von ihnen ist neben Großbritannien in Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Australien

Vor 140 Jahren wurde die Osteopathie entwickelt. Nun beschäftigt sich auch die Wissenschaft mit dieser Behandlungsform. Der Bonner Albrecht K. Kaiser hat eine Doktorarbeit über seine Disziplin verfasst – aus philosophischer Perspektive

und Kanada tätig. Die Weltgesundheitsorganisation WHO zählt die Osteopathie mittlerweile zur Komplementär- und Alternativmedizin. Immer häufiger werden auch in Deutschland Studien und wissenschaftliche Beiträge über die Osteopathie veröffentlicht. Jährlich reichen fünf bis acht Absolventen der Osteopathieschulen nach bestandener Prüfung ihre Abschlussarbeiten bei der Akademie für Osteopathie (AFO) ein. „Die Evidenz der osteopathischen Behandlung wird zunehmend besser“, sagt Florian Schwerla, Vorsitzender der AFO. Immer mehr klinische Studien und systematische Reviews würden publiziert.

FOTO: HARALD STÖCKER



Bonner Osteopathie-Experte:
Dr. Albrecht Kaiser

Der Großteil befasse sich dabei mit klinischen Fragestellungen aus allen Bereichen der Medizin. Meistens gehe es darum, die Wirksamkeit der Osteopathie zu belegen – vor allem auch gegenüber der Schulmedizin, so Schwerla. Dennoch sei derzeit keine Möglichkeit vorhanden, öffentliche Fördergelder zu erhalten, um größere Studien zu finanzieren. Allein die Osteopathieverbände förderten gelegentlich Studienprojekte im beschränkten Rahmen, so der Experte.

Der Bonner Osteopath Dr. Albrecht K. Kaiser hat sich der speziellen Behandlungsform nun auf einer anderen Art und Weise angenähert. In seiner Dissertation beleuchtet er die Osteopathie aus einer philosophischen Perspektive. Nach eigenen Angaben ist Kaiser damit der erste Doktor der Philosophie, der über die Osteopathie an einer Philosophischen Fakultät promoviert hat. Sechs Jahre lang, je vier Tage die Woche – neben seiner Tätigkeit in seiner eigenen Praxis – hat er an der wissenschaftlichen Abhandlung gearbeitet. Insgesamt rund 700 Seiten umfasst das fertige Werk mit dem Titel „Die Wirklichkeit der Osteopathie – Pragmatische und phänomenologische Wurzeln einer komplementärmedizinischen Heilmethode.“

Eine Neubestimmung für das 21. Jahrhundert“. Verliehen wurde ihm der Dokortitel von der Universität Witten/Herdecke im April.

„Was erlebt ein Osteopath in sich, wenn er behandelt?“, lautete seine Ausgangsfrage für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit seinem tagtäglich ausgeübten Beruf. „Wie kann man neben den abstrakten Werten von messbaren Verfahren die Eigenwahrnehmung am Beispiel der Berührung so trainieren, dass sie für unterschiedliche Osteopathen sich vergleichbar darstellen lässt?“, fragte sich Kaiser. Ausgehend von der Geschichte der Osteopathie und den Leitgedanken der Gründerväter Still und Littlejohn führte er mit 26 Osteopathen aus der ganzen Welt Interviews über ihre Empfindungen während der Behandlung. Da es sich bei Empfindungen und Eindrücken nicht um messbare Größen handelt, wählte Kaiser einen philosophischen Ansatz.

Diese Sichtweise auf die Osteopathie ist keine abwegige. Bereits Still betitelte sein Werk als „Philosophy of Osteopathy“, als eine Philosophie der Osteopathie. Auch Begriffe wie Harmonie oder Lebenskraft seien aus der Tradition entwickelte und der Philosophie entlehnte Termini. Kaisers Ansatz: Was findet sich

von den philosophischen Grundgedanken der Anfangszeit in der heutigen Praxis wieder? Zunächst schickte der Bonner Exposé seines Forschungsvorhabens an vier Professoren von Graz bis Bochum, die im Bereich der Erkenntnistheorie und der Phänomenologie forschen. Seine Wahl fiel schließlich auf Professor Dr. Matthias Kettner an der Fakultät für Kulturreflexion der Privatuniversität in Witten.

„Das philosophische Schreiben ist das Schwierigste“, sagt Kaiser rückblickend. Das Ergebnis seiner Studie: Die Erlebnisse der Osteopathen seien vergleichbar, ebenso die Handlungsweise – auch, da sich alle Schulen auf die eine Schule in Kirksville beriefen. Allerdings sei die Sprachvielfalt kulturell geprägt. „Ich habe das nicht gemacht, um Doktor der Philosophie zu sein, sondern um der nächsten Generation die Möglichkeit zur Promotion zu ebnet. Die Arbeit war auch eine erkenntnistheoretische Fragestellung für mich selbst“, so Kaiser. Der Osteopath lehrt selbst an der Fachhochschule in Idstein. Bisher gibt es in Deutschland im Fach der Osteopathie nur Bachelor- und Masterstudiengänge. Alternativ kann die Ausbildung berufsbegleitend erfolgen. Eine gesetzliche Regulierung zur Ausbildung besteht laut VOD nicht. Um praktizieren zu dürfen, benötigen alle Absolventen eine zusätzliche Prüfung zum Heilpraktiker. „Die Osteopathie ist gut besetzt in der öffentlichen Wahrnehmung, aber das Berufsbild ist so unterschiedlich“, sagt Kaiser.

SPRECHSTUNDE

Was macht eigentlich ein Hausarzt?

Sie wachen mit Kopf- und Gliederschmerzen auf, frösteln, können vor Schmerzen im Rachen kaum schlucken und fühlen sich schwach. „So kann ich nicht zur Arbeit“, denken viele Menschen in solch einer Situation. Ein Arzt soll helfen. Im Wartezimmer herrscht Enge – es ist der Tag nach einem Feiertag. Es geht nur langsam voran. Die Szene beschreibt den ersten Kontakt zu einem Hausarzt. Früher hießen diese noch „Praktische Ärzte“ und hatten nur eine kurze Weiterbildungszeit. Längst sind sie aber Fachärzte für Allgemeinmedizin oder hausärztlich tätige Fachärzte für Innere Medizin. Zur Facharztreihe gehört nach Abschluss des Studiums mit der Approbation eine mindestens fünfjährige Weiterbildung, die

in Kliniken und verstärkt in Praxen absolviert wird. Weiterbildung, Fähigkeiten und Fertigkeiten von Hausärzten sind heute genau wie bei anderen Fachärzten von hoher Qualität und entsprechen dem aktuellen Stand der Medizin.

Der Hausarzt behandelt jeden Patienten, der sich in der Sprechzeit oder im Notdienst vorstellt – bei Schmerzen, Luftnot, Schwindel und Fieber, aber häufig auch mit chronischen Leiden. Gerade chronische Erkrankungen wie auch die Bitten um Hausbesuche nehmen mit dem Alter der Patienten zu. In der Praxis klärt der Hausarzt die Beschwerden ab. Hausärzte berücksichtigen dabei auch seltenere, ernsthafte Erkrankungen, die sich hinter banalen Beschwerden verstecken können. Falls sinnvoll,

werden weitere Untersuchungen durchgeführt (EKGs, Ultraschallbilder oder Labortests). In jedem Fall erhält der Patient Ratschläge oder Verordnungen zur Linderung der Beschwerden und einen Vorschlag zum weiteren Vorgehen.

Bei den eingangs genannten Symptomen erhebt der Hausarzt eine Anamnese und untersucht anschließend die Mundhöhle mit dem Holzspatel, tastet Hals und Gesicht ab (Lymphknoten, neuralgische Punkte), hört auf Herz und Lunge, misst den Blutdruck. Dem Patienten wird noch etwas Blut abgenommen – einige Ergebnisse können unmittelbar in der Praxis festgestellt werden. Alles wird im PC dokumentiert. Oft begleitet ein Student den Arzt, denn Medizinstudierende werden nicht mehr

ausschließlich an der Uniklinik ausgebildet, sondern auch in hausärztlichen Praxen. Auf dem Schild steht dann: „Medizinische Lehrpraxis der Universität“.

Trotz des allgegenwärtigen Computers gilt es, eine Menge Papier zu bearbeiten: Auf dem Schreibtisch und an der Anmeldung warten Rezeptverordnungen, Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen, Impfbücher, Krankenhauseinweisungen und Überweisungen, schriftliche Anforderungen für Hausbesuche, Physiotherapie-Verordnungen, Reha-Anträge und, und, und. Hier ahnt der Patient, warum es schon einmal Wartezeiten geben kann.

Unser Hausarzt erläutert dem Patienten ein Weilchen später seine Diagnose. „Ein Virusinfekt, vermutlich der Atem-

wege“, sagt er. „Ein Antibiotikum ist nicht notwendig, Ruhe aber schon.“ Gemeinsam überlegen sie, wie lange die Krankschreibung erfolgen muss. Der Arzt reicht ihm auch ein Rezept: „Ein Medikament mit geringen Nebenwirkungen, damit die Beschwerden besser werden, frei verkäuflich.“ Abschließend empfiehlt der Doktor noch eine Vorsorgeuntersuchung (für Menschen ab 35 Jahren) und eine Krebsvorsorge, bevor er sich in freundlicher Eile dem nächsten Patienten zuwendet.

► Die Hausarzt-Kolumne „Sprechstunde“ erscheint ab heute einmal im Monat an dieser Stelle. Sie entsteht in exklusiver Zusammenarbeit mit dem Institut für Hausarztmedizin des Universitätsklinikums Bonn.

Diese Woche:
Professor Detmar Jobst,
Facharzt für Allgemein-
medizin

